Donnerstag, 19. November 2026

Zeitzeugen

Zeitzeugen: „Mich fasziniert, wie zwei Nachbarländer so unterschiedlich sein können“

Michaela Wiegel



Michaela Wiegel hat die französische Politik über drei Jahrzehnte aus nächster Nähe erlebt (Copyright: Alamy)

F.A.Z.-Korrespondentin Michaela Wiegel über ihre Begegnungen mit französischen Präsidenten, die deutsch-französischen Beziehungen und das, was sie in Frankreich über das Leben gelernt hat.

dokdoc: Frau Wiegel, 1990 kamen Sie zum Studium nach Paris, unmittelbar nach der deutschen Wiedervereinigung. Wie haben Sie damals die französischen Reaktionen auf die deutsche Einheit erlebt?

Michaela Wiegel: In meinem direkten Umfeld überwog die Neugier. Unter meinen Professoren an Sciences Po waren etliche hohe Beamte, einer von ihnen arbeitete im französischen Finanzministerium. Er nannte mich immer „Mademoiselle Waigel“, in Anspielung auf den damaligen deutschen Finanzminister Theo Waigel. Damals hatten bereits die Diskussionen über die europäische Währungsunion begonnen. Er kritisierte ständig die Politik des starken Franc, den er als Versuch der Bundesregierung verstand, Frankreich deutsche währungspolitische Vorstellungen aufzuzwingen. Der Professor zog mich damit regelmäßig auf. „Mademoiselle Waigel, Sie können dazu bestimmt etwas sagen“, bemerkte er dann. Er fragte, ob Frankreich jetzt auch noch die deutsche Wiedervereinigung finanzieren solle. Mir fiel es schwer, dagegen zu halten, zumal ich als junge Studentin die ganze Tragweite dieser Debatten noch nicht durchschaut hatte.

dokdoc: Seit 1998 berichten Sie für die F.A.Z. aus Paris. Was hat Sie in Ihren ersten Jahren an Frankreich besonders überrascht?

Wiegel: Dass das französische Präsidialsystem ganz anders aufgebaut ist als der deutsche Parlamentarismus, war mir von Anfang an klar. Mich überraschte eher, wie viele Ähnlichkeiten es in der Art und Weise gab, Politik zu machen. Vielleicht lag das auch an meiner Ausbildung in Frankreich. Dort war ich mit einer gehörigen Dosis Gaullismus an die Politik herangeführt worden. Uns wurde regelrecht eingetrichtert, wie sehr die Franzosen dieses Präsidialsystem brauchten, weil sie eben nicht so vernünftig seien wie die Deutschen. Was man sich heute kaum noch vorstellen kann: Als ich 1998 Korrespondentin wurde, waren die wirtschaftlichen Verhältnisse praktisch umgekehrt. Deutschland galt als der kranke Mann Europas, die Reformagenda Gerhard Schröders lag noch in der Zukunft. Frankreich dagegen erschien als boomendes, geburtenstarkes Land, mit einem damals noch strahlenden Wirtschafts- und Finanzminister Dominique Strauss-Kahn.



Frankreichs Premierminister Lionel Jospin mit Wirtschafts- und Finanzminister Dominique Strauss-Kahn (rechts) am 1. Dezember 1997 (Copyright: Centre des Archives diplomatiques de La Courneuve)

1999 und 2000 diskutierte die Linksregierung unter Lionel Jospin über die berühmt-berüchtigte *cagnotte fiscale*, also unerwartete Steuermehreinnahmen, und darüber, wie dieses zusätzliche Geld verwendet werden sollte. Zwar machte Frankreich auch damals Haushaltsdefizite, aber die Lage war längst nicht so dramatisch wie heute.

dokdoc: Sie haben gerade die gaullistische Prägung Ihrer Ausbildung angesprochen. Ist das Präsidialsystem, das de Gaulle 1958 geschaffen hat, heute noch zeitgemäß?

Wiegel: Ich glaube nicht. Die Fünfte Republik entstand in einer außergewöhnlichen historischen Situation: geprägt von de Gaulle, der Entkolonialisierung Algeriens, der Gefahr eines Bürgerkriegs und dem kaum aufgearbeiteten Erbe des Vichy-Regimes. In den ersten zwei oder drei Jahrzehnten war man tatsächlich davon überzeugt, dass dieses System das richtige für Frankreich sei. Die wirtschaftliche Entwicklung hat diesen Eindruck noch verstärkt. Spätestens seit der Verfassungsreform, mit der die Amtszeit des Präsidenten auf fünf Jahre verkürzt wurde, ist jedoch deutlich geworden, dass das System an seine Grenzen stößt. Die größte Schwierigkeit besteht darin, ein politisches System von innen heraus zu erneuern, ohne gleich in Revolutionsrhetorik zu verfallen. Genau in dieser Situation steckt Frankreich heute.

dokdoc: Sie haben vier französische Präsidenten erlebt: Jacques Chirac, Nicolas Sarkozy, François Hollande und Emmanuel Macron. Welcher von ihnen hat Sie persönlich am meisten überrascht?

Wiegel: Vielleicht ist es die Gunst des Ersten, aber Jacques Chirac hat mich tatsächlich oft überrascht. Als Jahrgang 1932 erlebte den Zweiten Weltkrieg als Kind und war sich sehr bewusst, was der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich angerichtet hatte. Als junger Mann diente er als Soldat in Algerien. Mit Deutschland hatte er relativ wenige Berührungspunkte. Besonders erinnere ich mich an den schwierigen EU-Gipfel von Nizza im Jahr 2000. Die Verhandlungen zogen sich endlos hin, die abschließende Pressekonferenz fand nach einer durchwachten Nacht im Morgengrauen statt. Als ich Chirac später im Élysée-Palast wiedertraf, sagte er: „Das darf nie wieder passieren."



Bundeskanzler Gerhard Schröder und Frankreichs Staatspräsident Jacques Chirac fanden trotz anfänglicher Spannungen zu einer engen politischen Zusammenarbeit (Copyright: Centre des Archives diplomatiques de La Courneuve)

Danach wurden informelle deutsch-französische Treffen eingerichtet, um solche Situationen künftig zu vermeiden. Chirac war es wichtig, dass Deutschland und Frankreich auf Augenhöhe blieben und Europa gemeinsam gestalteten. Das hatte ich ihm anfangs nicht unbedingt zugetraut.

dokdoc: Und im persönlichen Umgang? Wie haben Sie ihn erlebt?

Wiegel: Chirac hatte ein phänomenales Personengedächtnis. Ich erinnere mich an eine Gartenparty zum 14. Juli im Élysée-Palast. Mehrere hunderte Gäste waren eingeladen, und ich lief ihm während des Empfangs zufällig ein zweites Mal in die Arme. Er hatte sich gemerkt, dass er mich bereits begrüßt hatte und teilte mir das schmunzelnd mit, bestand aber auf den doppelten Wangenkuss für „l'amie allemande". Namen fielen ihm oftmals nicht ein, aber Gesichter merkte er sich.

dokdoc: Sein Nachfolger Nicolas Sarkozy war ein ganz anderer Charakter…

Wiegel: In der Tat. Sarkozy war unglaublich dynamisch. Er hat sich, glaube ich, selbst einmal als politisches Raubtier bezeichnet. Das trifft es ganz gut. Bemerkenswert fand ich sein Verhältnis zu Deutschland. Sein Vater sprach hervorragend Deutsch, aber Sarkozy hatte ein schwieriges Verhältnis zu ihm. Man hatte fast den Eindruck, dass sich diese Distanz auch auf sein Deutschlandbild übertrug. Später erfuhr ich, dass er Cousins in München hatte, zu denen der Kontakt ebenfalls abgebrochen war. Der Schriftstellerin Yasmina Reza hatte er während seines Wahlkampfs erzählt, in Berlin fühle er sich geradezu terrorisiert. Er hatte das Bild einer kalten, größenwahnsinnigen Hauptstadt. Im Umgang mit Angela Merkel veränderte sich seine Haltung allerdings. Er erkannte, wie wichtig die deutsch-französischen Beziehungen waren. Vielleicht war Merkel mit ihrer ruhigen Art genau die Richtige, um mit diesem sprunghaften Präsidenten umzugehen.

dokdoc: Mit Emmanuel Macron haben Sie sich für Ihre 2018 erschienene Biografie intensiv beschäftigt und auch persönlich gesprochen. Was haben Sie damals möglicherweise falsch eingeschätzt?

Wiegel: Mein Anspruch war, eine europäische Biografie zu schreiben. Deshalb habe ich mich vor allem mit Macrons Vorstellungen von Europa beschäftigt. Darin sehe ich bis heute die größte Kontinuität seiner Politik: Er wollte Frankreich stärker in Europa einbetten und Europa unabhängiger von den Vereinigten Staaten, Russland und China machen.



Michaela Wiegel im Gespräch mit Staatspräsident Emmanuel Macron im Élysée-Palast (Copyright: faz.net)

Unterschätzt habe ich allerdings etwas anderes. Macron schwebte 2016 und 2017 eine Art Abmachung mit Deutschland vor: Wir Franzosen bringen unsere Staatsfinanzen in Ordnung, und ihr Deutschen gebt euer Misstrauen gegenüber einer vertieften europäischen Zusammenarbeit auf. Seinen Teil dieser Abmachung hat er nicht eingehalten. Die Pandemie lieferte die Rechtfertigung dafür, die Haushaltsdisziplin aufzugeben. Natürlich waren das außergewöhnliche Umstände, aber auch ein Tabubruch, wie Macron selbst sagte. Damit fiel eine Hemmschwelle: Jahrzehntelang konnte die französische Politik Forderungen mit dem Hinweis auf begrenzte finanzielle Mittel zurückweisen. Während der Pandemie galt diese Grenze plötzlich nicht mehr. Danach wurde es äußerst schwierig, die staatlichen Hilfen und Subventionen zurückzufahren. Heute lassen sich Gewerkschaften und andere Protestierende mit dem Argument, es sei kein Geld vorhanden, kaum noch überzeugen.

dokdoc: Trotz aller Freundschaftsbekundungen kommt es zwischen Paris und Berlin immer wieder zu Spannungen. Ist die deutsch-französische Zusammenarbeit heute schwieriger als früher?

Wiegel: Auf Regierungsebene war die Zusammenarbeit immer schwierig. Es gab Momente, in denen man glaubte, die Beziehungen könnten zerbrechen. Regelmäßig wurde etwa über den europäischen Haushalt gestritten. Auf deutscher Seite herrschte der Verdacht, die Franzosen wollten vor allem deutsches Geld. In Frankreich wiederum befürchtete man, Deutschland wolle die Agrarausgaben kürzen, von denen Frankreich besonders profitierte. Sorgen macht mir allerdings, dass inzwischen auch bei der deutsch-französischen Zusammenarbeit gespart wird, Goethe-Institute geschlossen werden und auf französischer Seite ebenfalls weniger Geld zur Verfügung steht. Daraus würde ich aber nicht schließen, dass die Beziehungen grundsätzlich auseinanderbrechen. Das Netz unserer Verbindungen ist inzwischen so dicht, dass es selbst bei einer größeren politischen Krise schwer wäre, dieses Geflecht wieder aufzubrechen. Die Interessengegensätze werden bleiben, dafür sind unsere Länder zu unterschiedlich. Was mich mit zunehmenden Jahren immer mehr fasziniert, ist die Frage, wie zwei geografisch so nahe beieinanderliegende Länder derart unterschiedliche Kulturen und Funktionsweisen entwickeln konnten.

dokdoc: Frankreich hat seit 1974 keinen ausgeglichenen öffentlichen Haushalt mehr verzeichnet. Sie haben angesichts der finanziellen Lage von einem „kollektiven Versagen“ gesprochen. Was meinen Sie damit?

Wiegel: In Frankreich schiebt man die Verantwortung gern einer einzelnen Person zu. Heute heißt es, Macron sei schuld, früher war es Hollande, Sarkozy oder Chirac. Tatsächlich trägt aber die Gesellschaft insgesamt Verantwortung. Wenn man beispielsweise eine Rentenreform aussetzen will und zugleich bei Wahlen keine klare Mehrheit für ein politisches Programm zustande bringt, kann man die finanziellen Folgen nicht allein dem Präsidenten anlasten.

dokdoc: Warum gehen Deutsche und Franzosen so unterschiedlich mit Staatsschulden um?

Wiegel: Das hat historische Wurzeln, die bis in die Zeit der Monarchie zurückreichen. Die französischen Könige waren immer wieder überschuldet. Dazu fällt mir eine schöne Anekdote ein: Als Angela Merkel zu Beginn ihrer Kanzlerschaft von Jacques Chirac in Versailles empfangen wurde, war dort gerade eine Ausstellung über die sächsischen Herrscher zu sehen. Diese hatten zahlreiche Kunstgegenstände nach französischem Vorbild anfertigen lassen.



Der Spiegelsaal von Versailles erinnert an die Pracht der französischen Monarchie und ihre kostspielige Hofhaltung (Copyright: Wikimedia Commons)

Während die Stücke in Sachsen noch erhalten waren, hatte man die französischen Originale längst eingeschmolzen oder verkauft, um die Staatskasse zu füllen. Chirac erklärte Merkel diesen Unterschied auf sehr charmante Weise.

Dokdoc: Wie haben diese unterschiedlichen historischen Erfahrungen den Umgang mit Staatsschulden in beiden Ländern geprägt?

Wiegel: In Frankreich gab es immer wieder Finanzkrisen, aus denen man irgendwie herauskam. Irgendein Umstand rettete die Situation. Das gehört gewissermaßen zur französischen Geschichtserzählung. In Deutschland dagegen haben die Geldentwertung, die Weltwirtschaftskrise und der Zusammenbruch der Weimarer Republik ein anderes Bewusstsein geschaffen. Hinzu kommt die Finanzpolitik des Nationalsozialismus. Götz Aly hat beschrieben, wie das NS-Regime den drohenden Staatsbankrott durch Eroberungen und Raub verschleppte – eine ständige Flucht nach vorn. Aus

diesen Erfahrungen entstand in Deutschland die Überzeugung, dass solide Staatsfinanzen und Demokratie zusammengehören. In Frankreich ist dieser Zusammenhang weniger stark verankert.

Dokdoc: Sie beobachten Frankreich seit Jahrzehnten von Paris aus. Kann man von der Hauptstadt aus überhaupt noch den Puls des Landes fühlen?

Wiegel: Natürlich muss man regelmäßig in die Regionen reisen und mit den Menschen vor Ort sprechen. Wer sich ausschließlich in elitären Zirkeln bewegt und nur Entscheidungsträger trifft, verliert irgendwann die Bodenhaftung.



Michaela Wiegel stand mit dem deutsch-französischen Politikwissenschaftler Alfred Grosser bis zu seinem Tod 2024 in regem Austausch (Copyright: privat)

Andererseits ist der französische Zentralismus so ausgeprägt, dass man viele Menschen, die sich in den Regionen engagieren, früher oder später auch in Paris trifft – und sei es nur, weil sie dort vorsprechen müssen. Das unterscheidet Frankreich von Deutschland. Dort kann man in seiner Stadt oder seinem Bundesland bleiben und trotzdem landesweit Aufmerksamkeit bekommen. In Frankreich führt der Weg fast immer über Paris.

dokdoc: Dafür gibt es im Französischen einen schönen Ausdruck: « monter à Paris ». Selbst wenn man in Lille wohnt, also nördlich der Hauptstadt, fährt man nach Paris immer noch „hinauf“.

Wiegel: Ja, Paris ist eben auch mit der Vorstellung des gesellschaftlichen Aufstiegs verbunden. Das finde ich bemerkenswert. Selbst den Gelbwesten ging es letztlich darum, in Paris sichtbar zu werden – möglichst am Triumphbogen. Wer etwas bewegen und Aufmerksamkeit erlangen will, muss offenbar in die Hauptstadt.

dokdoc: Wenn Sie das Frankreich von heute mit dem Land vergleichen, das Sie Anfang der 1990er-Jahre kennengelernt haben: Was hat sich am stärksten verändert?

Wiegel: Vor allem die demografische Entwicklung. Ich habe die geburtenstarken Jahre selbst erlebt. Lange wuchs die Bevölkerung Frankreichs deutlich dynamischer als die deutsche. Heute zeigen sich die Folgen: Die geburtenstarken Jahrgänge fordern bessere Lern- und Studienbedingungen. Zugleich hat Frankreich viel versucht, um neue Zukunftschancen zu schaffen. In Deutschland wird oft unterschätzt, wie viele Initiativen es hier gegeben hat, Unternehmen zu gründen und neue Wege zu gehen.

dokdoc: Wo lässt sich dieser Wandel im Alltag besonders deutlich beobachten?

Wiegel: Vor allem in den Städten. Durch Begrünung,Verkehrsberuhigung und moderne Straßenbahnnetze haben sie sich enorm verändert. Als ich Anfang der 1990er-Jahre nach Paris kam, brachte ich mein Fahrrad mit. Ich glaube, ich habe es dreimal benutzt und dann aufgegeben. Heute kann man praktisch überall mit dem Fahrrad fahren. Auch das Eisenbahnnetz wurde um weitere Hochgeschwindigkeitsstrecken erweitert. Frankreich hat viel in die Lebensqualität investiert, während Deutschland seine Infrastruktur über Jahre vernachlässigte.



Die 2006 eröffnete Pariser Straßenbahnlinie T3 mit ihren begrünten Gleistrassen steht beispielhaft für die Neugestaltung des öffentlichen Raums (Copyright: Wikimedia Commons)

Die Olympischen Spiele haben diese Entwicklung noch verstärkt: Gerade im Großraum Paris und in Saint-Denis entstanden neue Sportstätten und bessere Verkehrsverbindungen. Wie sehr solche Investitionen den Alltag verbessern, wird in Deutschland meines Erachtens noch immer unterschätzt.

dokdoc: Sie berichten seit fast drei Jahrzehnten für ein deutsches Publikum aus Frankreich. Hat sich der Blick der deutschen Medien auf das Nachbarland verändert?

Wiegel: Die Frankreichberichterstattung spiegelt die Entwicklung der Medien insgesamt wider: Alles ist schnelllebiger und stärker von Krisen geprägt. Frankreich liefert dafür derzeit reichlich Stoff. Dennoch bleibt das Interesse vielfältig. In der F.A.Z. gehört Frankreich zu den Ländern, über die auch jenseits großer politischer Ereignisse ausführlich berichtet wird. In der breiten Öffentlichkeit dominiert allerdings die Krisenberichterstattung, verstärkt durch soziale Medien und ständige Aufregung. Das bedeutet nicht, dass die journalistische Qualität nachgelassen hätte. Entscheidend sind vielmehr die veränderten Bedingungen. Dadurch erhalten manche Ereignisse mehr Aufmerksamkeit, als ihnen mit etwas Abstand vielleicht zukäme.

dokdoc: Was haben Sie selbst von den Franzosen in den vergangenen drei Jahrzehnten gelernt?

Wiegel: Es klingt vielleicht klischeehaft, aber ich habe tatsächlich gelernt, dass man arbeitet, um zu leben, und nicht lebt, um zu arbeiten. Man kann sich darüber lustig machen. Doch ich glaube, darin liegt auch ein Schlüssel zur gegenwärtigen Sinnkrise Frankreichs. Gesellschaftlicher Fortschritt bedeutete hier lange vor allem, mehr Freizeit zu gewinnen.

Dazu kommt das Idealbild des Privatiers, der finanziell abgesichert ist und seinen eigenen Interessen nachgehen kann. Das erklärt, warum viele Franzosen einen frühen Ruhestand so hartnäckig verteidigen. Die Vorstellung, dass Arbeit Ausbeutung und das eigentliche Leben nach der aktiven Erwerbszeit stattfindet, fasziniert mich bis heute. Vielleicht erklärt sie auch, warum Frankreich in so vielen Dingen, die das Leben schön machen, herausragend ist: in der Kunst, beim Essen, in der Mode, der Musik oder in der Ästhetik seiner Städte. All das trägt zu einem erfüllten Leben bei.

dokdoc: Frau Wiegel, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.



Der Jardin du Luxembourg in Paris, eine der beliebtesten Grünanlagen der Stadt, lädt seit Jahrhunderten zum Verweilen ein (Copyright: Wikimedia Commons)

Das Gespräch führte Landry Charrier

*Dieses Interview entstand im Rahmen des von der Otto Wolff Stiftung geförderten Projekts „Zeitzeug*innen digital. Erinnerungen, Erfahrungen und Perspektiven der deutsch-französischen Verständigung“*



Unser Gast:

Michaela Wiegel (Copyright: faz.net)

Michaela Wiegel studierte Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie. Nach ihrem Diplom an der Pariser Sciences Po 1993 absolvierte sie als McCloy-Stipendiatin ein Masterstudium an der Harvard Kennedy School, das sie 1995 abschloss. Im selben Jahr trat sie in die politische Nachrichtenredaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ein.